

Marginalien ; Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **23 (2003)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heidi Rebsamen

Frauen in technischen Berufen

Im Jahr 2001 liessen sich 31 (2.1 Prozent) junge Frauen zu Elektro- oder Maschinenbauingenieurin an den Fachhochschulen ausbilden. 6.4 Prozent Frauen schlossen an der Eidg. Technischen Hochschule (ETH) ab. Besser steht es mit dem Frauenanteil im Bauingenieurwesen: 13.5 Prozent an den Fachhochschulen und 28 Prozent an der ETH, was dem Fach Architektur zu verdanken ist. Mit dieser niedrigen Frauenquote im Ingenieurwesen bewegt sich die Schweiz unter dem Stand vieler Entwicklungsländer. Welche Ansätze werden für die Erklärung dieses geringen Frauenanteils in technischen Berufen herangezogen? Oder mit anderen Worten, weshalb ist es ein Merkmal zeitgenössischer Weiblichkeit in der Schweiz, für eine Beschäftigung im technischen Bereich nicht geeignet zu sein.

Der feministische Diskurs über Technik und Geschlecht hat eine besondere Nähe zwischen Technik und Männlichkeit herausgearbeitet. Ausgangspunkt war dabei die binäre Struktur von Geschlecht. So wurde den Frauen eine Technikdistanz attestiert, welche sich durch eine ansozialisierte spezielle Herangehensweise im Umgang mit Naturwissenschaft und Technik herstellt. Resultate von Untersuchungen zeigten einen, verglichen mit Männern, unterschiedlichen Zugang zum Computer und zu den neuen Technologien, aber auch Unterschiede im visuell-räumlichen Vorstellungsvermögen,

im Problemlösungsverhalten und in den Mathematikleistungen (vgl. Roloff 1996, 67).

In der Zwischenzeit hat sich das Augenmerk auf die Konstitutionsprozesse von Geschlechterdifferenz gerichtet. Das binäre System wird als sozial konstruiert und Geschlecht als Strukturkategorie für die Analyse begriffen. Demnach ist „die Marginalität von Frauen in Technikgestaltungsbereichen nicht eine Frage des Verhältnisses der Frauen zur Technik, sondern eine Folge des hierarchischen Geschlechterverhältnisses. Technik hat die Funktion, diese zu erhalten und zu rechtfertigen. Es sind eher soziale als fachliche Probleme, die junge Frauen auf sich zukommen sehen, wenn sie an die Berufsentscheidung zugunsten der Ingenieurin denken“ (Roloff, 44).

Über die sozialen Bedingungen, welche Frauen davon abhalten, sich für einen technischen Studiengang zu entscheiden und danach als Ingenieurin zu arbeiten, wurde in den letzten Jahren vor allem in Deutschland intensiv geforscht. Für Judy Wajcman gibt es dafür eine plausible Erklärung: Die symbolische Repräsentation von Technologie ist eindeutig vergeschlechtlicht. „Die Affinität von Männern und Technologie wird heute als integraler Bestandteil nicht nur der männlichen Geschlechtsidentität, sondern auch der Technologiekultur betrachtet“ (Wajcman 2002, 278). Die Kultur des Ingenieurwesens ist archetypisch männlich, und zentral

für diesen sozialen Prozess ist die Polarität zwischen Wissenschaft und Sensualität, zwischen dem Harten und dem Weichen (Wajcman 1998, 35). Auf diese Dichotomie wird immer wieder zur Erklärung der unterschiedlichen Frauenanteile in den einzelnen technischen Studiengängen zurückgegriffen.

Die klassischen, „harten“ Ingenieurstudiengänge sind die Elektrotechnik, der Maschinenbau und das Bauingenieurwesen. Tatsächlich ist der Frauenanteil signifikant tiefer als in der Architektur oder in der Informatik. Diese „weichen“ Studiengänge zeichnen sich durch soziale und kreative Komponenten im Studium aus und verlangen ebensolche Fähigkeiten bei der Ausübung des Berufes. Mit der expliziten Betonung dieser Fertigkeiten wird heute der Ingenieurberuf den Frauen schmackhaft gemacht.

Die subjektive Geschlechtsidentität von Studentinnen der Natur- und Ingenieurwissenschaft hat Christel Walter untersucht. Mit der Aufnahme eines Ingenieurstudiums treten Frauen in eine Welt ein, die den kulturellen Mustern von Weiblichkeit und ihren normativen Erwartungen entgegengerichtet ist. Walter versucht nun herauszufinden, inwiefern der binäre Code die Geschlechterrolle beeinflusst. Entgegen vieler Annahmen bevorzugen die Studentinnen kein maskulines Rollenmuster (Ich-Nähe zu Technik, Distanz zu Weiblichkeit). Vielmehr dominieren die Distanz zum traditionellen weiblichen Rollenmuster und der Versuch, die technische Betätigung in ein modifiziertes Weiblichkeitsbild zu integrieren. Doch kann dieser Befund nicht auf alle Studiengänge bezogen werden.

Die Balance, mit den widersprüchlichen Erwartungen in der männlich habitualisierten Sphäre der Technik umzugehen, schaffen offensichtlich dieje-

nigen Ingenieurinnen nicht, welche aus dem Beruf ausgestiegen sind. Diese Berufsgruppe hat Christiane Erlemann in ihrer qualitativ angelegten empirischen Studie untersucht. Die Studien- und Berufswahl der beschriebenen Frauen wurde stark durch die Ablehnung des inferioreren Status der Mutter beeinflusst. Ein männlich konnotiertes Studium übt große Faszination aus; es werden damit Erwartungen an eine Befreiung von geschlechtsspezifischen Zwängen verknüpft. Doch oft begann die Abwendung vom Fach schon während des Studiums, wie sich im nachhinein herausstellte. Die Studentinnen erfuhren eine Aufspaltung in innen und außen, konnten jedoch mit niemandem darüber sprechen.

Die Herausbildung der fachspezifischen Identität deutscher Ingenieure hat Karin Zachmann in einem Aufsatz nachgezeichnet. Sie beschreibt, wie im Zuge der Professionalisierung die Verquickung von bürgerlichem Hintergrund und männlichem Geschlecht zustande kam und wie während des 1. Weltkrieges militärische Männlichkeit mit technischer Kompetenz verwoben wurde. Interessant dazu sind ihre Anmerkungen zur hohen Frauenquote im Ingenieurwesen der ehemaligen DDR. Im Zuge des Sputnikerlebnisses wurde die technologische Forschung und Entwicklung hüben wie drüben ausgebaut. Eine verstärkte Rekrutierung von Frauen setzte ein, auch in den anderen Ostblockländern. In der DDR wurden die Frauen für Qualifikationen im technischen Bereich stark gefördert. 1974 erreichte der Anteil der Ingenieurinnen bereits 34 Prozent. Mit sichtlichem Stolz äußerte sich die damalige Frauenbeauftragte der SED: „Heute treten die jungen Frauen mit den gleichen Qualifikationen wie ihre männlichen Zeitgenossen ins Leben. Sie haben nicht zu beweisen, dass

ihr Engagement in der Technik ihrem Charme und ihrer Weiblichkeit geschadet hat.“ (Inge Lange zitiert in Zachmann 2002, 199)

Die Gleichberechtigung in der Arbeit wurde damit zwar annähernd erreicht, eine gleichwertige Teilhabe an der Entscheidungsmacht blieb aber aus. Tatsächlich wurden die Ingenieurinnen bewusst in feminisierte Räume abgedrängt. Als solche galten die angewandte Technologie, die Informatik und die Informationsverarbeitung sowie das Werkstoffwesen – Branchen, die mehrheitlich Frauen beschäftigten. Das waren genau jene Sektoren, welche nach der deutschen Wiedervereinigung unter massiven Konkurrenzdruck gerieten und die hohe Arbeitslosigkeit unter ostdeutschen Ingenieurinnen erklärt. Die Frauenquote in den technischen Studiengängen ist in Ostdeutschland in der Zwischenzeit auf westdeutsches Niveau gesunken.

Berufstätige Frauen in einem männlichen Umfeld sind mit einer spezifischen Situation konfrontiert. Sie repräsentieren im Beruf die Kategorie „Frau“ und stoßen auf stereotype Erwartungshaltungen. Die Ingenieurin wird primär in ihrer Frauenrolle wahrgenommen und nicht in der Berufsrolle, wodurch ihre berufliche Fachkompetenz abgewertet wird oder eine Geringschätzung erfährt. Um akzeptiert zu werden, müssen die Frauen die Geschlechterdifferenz herunterspielen, ohne sie ganz verschwinden zu lassen. Dies erfordert von ihnen ein „subtiles Oszillieren zwischen doing und undoing gender“ (Heintz et al. 1997, 228).

Zusätzlich erfahren sie konkrete Diskriminierungen, indem ihnen Arbeitsstellen innerhalb der Betriebshierarchie vorenthalten werden. Sie erhalten auch weniger Lohn¹ oder werden durch die Aktivierung von Geschlechterstereoty-

pen symbolisch auf Distanz gehalten (Nadai/Seith, 2001, 23). Gescheitert sind die Frauen laut der Studie von Erlemann aber auch an der rigiden und frauenfeindlichen Fachkultur, dem enormen Anpassungsdruck und der hohen Belastung in der beruflichen und der privaten Arbeit sowie an der sexuellen Belästigung durch Männer. Die Berufsaussichten von Ingenieurinnen in Deutschland sind schlecht. Die Arbeitslosenrate ist doppelt so hoch wie bei den Geschlechtsgenossen und sogar noch höher als jene der Sozialwissenschaftlerinnen.

Ein weiterer Grund, der es Ingenieurinnen erschwert, sich beruflich zu etablieren, sieht die Soziologin Christina Schumacher „in den Arbeitsbedingungen, insbesondere in der schwierigen Vereinbarkeit von Beruf und Familie“.² Wie eine kürzlich publizierte Untersuchung (Nadai/Seith) über Forstingenieurinnen zeigt, ist die Möglichkeit der Integration von Frauen in einen Männerberuf in der Regel begrenzt. Das Verbleiben im Beruf hängt davon ab, ob Nischen oder Bereiche im angrenzenden Fachgebiet erobert worden sind. Viele Forstingenieurinnen arbeiten selbständig, mit flexiblen Arbeitszeiten und wenig hierarchischer Betriebsstruktur. Sie schätzen ein geschlechtsintegriertes Berufsfeld mit ausgebauten Kommunikationsstrukturen, Teamarbeit und Interdisziplinarität (Nadai/Seith, 68).

Allgemein ist in der Schweiz wenig über den Bildungs- und Qualifikationsprozess und den Karriereverlauf von Ingenieurinnen bekannt, weder aus historischer, soziologischer noch aus psychologischer Sicht. Es mangelt an quantitativen und qualitativen Analysen zur sozialen Situation von Frauen in Naturwissenschaft und Technik. Wenig bis gar nichts weiss man auch über Hand-

werkerinnen und über die Fachkultur in den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern an den Hochschulen. Solche Untersuchungen könnten Aufschluss darüber geben, weshalb die Aussteigerinnenquote hoch ist, wie Hinweise in Erlemanns Studie zeigen. Interessant wäre schließlich auch, mehr

über das Rollenset von Ingenieurstudenten zu erfahren und so die Unterschiede zur Interessenlage der Studentinnen besser klären zu können. Einigen dieser Fragen wird der Kongress „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“, der im Mai 2004 in Winterthur stattfinden wird, nachgehen.

Anmerkungen

- 1 In einer Erhebung des VSAM (Verband der schweizerischen Angestelltenvereine der Maschinen- und Elektroindustrie) wird ersichtlich, dass sich der Bildungsgrad für Frauen nicht unbedingt auszahlt. Ingenieurinnen mit einem Fachhochschulabschluss erhielten durchschnittlich nur 80 Prozent des Gehaltes ihrer Kollegen ausbezahlt. Dieser Umstand wird auch vom Institut der deutschen Wirtschaft bestätigt, vgl. FAZ vom 25.7.2001.
- 2 Das Verschwinden der Architektinnen. Viele Architekturstudentinnen - wenig Berufsfrauen. NZZ 20. Januar 2003.

Literatur

- Erleman, Christiane, 2002: „Ich traure meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach.“ Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln - eine qualitative empirische Studie. Bielefeld
- Heintz, Bettina / Nadai, Eva / Fischer, Regula / Umme, Hannes, 1997: Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt a. M.
- Pasero, Ursula / Gottburgsen, Anja (Hrsg.), 2002: Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden
- Nadai, Eva / Seith, Corinna, 2001: Frauen in der Forstwirtschaft: Hürden, Chancen, Perspektiven. Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft BUWAL (eds.). Bern
- Roloff, Christine, 1996: Geschlechterverhältnis und Erwerb technischer Kompetenzen. In: Renate Kosuch (Hrsg.): Berufsziel: Ingenieurin. Aufbruch in die/der Technik. Weinheim
- Roloff, Christine, 1999: Geschlechterverhältnis und Studium in Naturwissenschaft und Technik - vom „Problem der Frauen“ zum Modernisierungsdefizit der Hochschule. In: Aylâ Neusel, Angelika Wetterer (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a. M.
- Wajcman, Judy, 1998: Male Designs on Technology. In: Bettina Heintz und Bernhard Nievergelt (Hrsg.): Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz. Sondierungen einer neuen Disziplin. Zürich
- Wajcman, Judy, 2002: Gender in der Technologieforschung. In: Pasero/Gottburgsen.
- Walter, Christel, 1999: Geschlecht und Technik. Jenseits von Stereotypisierungen. In: Aylâ Neusel, Angelika Wetterer (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a. M.
- Zachmann, Karin, 2002: Engendering engineering & engineering gender: German engineers and their professional identities from the 1860s to the 1960s. In Pasero/Gottburgsen.

Der kleine Unterschied in den Staatsfinanzen

In Basel-Stadt wird seit rund sechs Jahren an einem Projekt im Bereich des „Engendering-Budgets“ gearbeitet. „Engendering-Budgets“ wurden in den 80er Jahren in Australien entwickelt, erstmals praktiziert und in der Folge von verschiedenen Frauennetzwerken aufgenommen. Das Konzept zielt darauf, den sozioökonomischen Status von Frauen zu verbessern und in einem weiteren Sinn Entwicklungs- und Wohlfahrtspolitik zu beeinflussen. Kernpunkt ist die Annahme, dass sich durch die Analyse des staatlichen (oder privaten) Finanzverhaltens demokratische Transparenz schaffen lässt. Heute wird „Engendering-Budgets“ auch als geschlechter-differente Analyse der Staatsfinanzen bezeichnet. Diese Analyse wird in den verschiedensten Ansätzen diskutiert und es werden Methoden gesucht, welche den für Frauen wichtigen Fragen gerecht werden.

Gemeinsam ist den geschlechter-differenten Analyse-Ansätzen die Annahme, dass Staatsfinanzen die Zeit- und Einkommensökonomie von Frauen und Männern und damit die Gleichstellungspolitik wesentlich unterstützen. Eine erste Untersuchung in der Schweiz und in Basel-Stadt, die vom Büro für Arbeits- und Sozialpolitische Studien, BASS, Bern, ausgearbeitet worden war, befasste sich mit der Frage, ob die Diskriminierung von Frauen durch Budgetveränderungen, insbesondere durch Budgetrestriktionen, sich verstärken würde. Die Studie untersuchte drei Dimensionen des staatlichen Ausgabeverhaltens:

– Wer bezieht Dienstleistungen vom Staat und hat dadurch einen Nutzen?

– Welche Wirkung haben Staatsausgaben auf die Beschäftigung von Frauen und Männern in der Verwaltung?

– Welche Wirkung hat das Ausgabeverhalten auf die unbezahlte Arbeit (der Frauen)?

Aufbauend auf diesen drei Fragen wurden während der letzten drei Jahre in Basel-Stadt im Auftrag des Grossen Rates die entsprechenden Analyseinstrumente weiterentwickelt und differenziert. Es entstanden im Rahmen eines departementsübergreifenden Projektes Forschungsarbeiten, die für sich in Anspruch nehmen können, einzigartig in der Schweiz zu sein. Aussergewöhnlich ist dabei nicht nur der Inhalt, sondern auch die Trägerschaft des Projektes: In intensiver und anregender Zusammenarbeit des Statistischen Amtes, des Gleichstellungsbüros sowie des Frauenrates, einer regierungsrätlichen Kommission, wurde das Projekt konzipiert und durchgeführt.

Mit den erarbeiteten Analysemethoden kann grössere Transparenz in die Wirkungszusammenhänge zwischen Finanzpolitik und Geschlecht in Basel-Stadt erzielt werden. Sie bilden die Grundlage für aussagekräftigere Erkenntnisse über die gleichstellungsrelevanten Wirkungen des staatlichen Mitteleinsatzes. Damit kann eine noch zielgerichteterere staatliche Gleichstellungspolitik sichergestellt werden.

Jedoch nicht nur Gleichstellungsenagierte, sondern auch PolitikerInnen und Fachleute verschiedenster Richtungen sollen mit den entwickelten Analysemethoden angesprochen werden. Sie bilden die Basis für eine moderne Verwaltungsführung. Mit der Verbreitung

des New Public Managements, der wirkungsorientierten Verwaltungsführung, gewinnen solche Analysemethoden an zusätzlicher Bedeutung. Kernstück der Publikation bildet eine durchgehende, auf spezifischen Basler Statistiken beruhende Inzidenzanalyse sämtlicher Staatsausgaben aus dem Jahre 2000 nach den Kriterien Geschlecht, Alter und Nationalität. Mit dieser Analyse wird eruiert, welche Bevölkerungsgruppe welche staatlichen Leistungen und Subventionen bezogen hat.

Mit dem „Rohstoff“ dieser Inzidenzanalyse kann die Transparenz in die Verteilung staatlicher Mittel und in die Wirkungszusammenhänge der Verwaltungstätigkeit markant verbessert werden. Sie bildet die Grundlage für zukünftige Instrumente, um die Resultate von Leistungsaufträgen zu überprüfen oder die Ausgabenstruktur verschiedener Gemeinwesen miteinander zu vergleichen. Aus diesem Grund wurde die anfangs ausschliesslich auf den Geschlechteraspekt bezogene Analyse beispielhaft auch auf die Kriterien Alter und Nationalität ausgedehnt. Ebenso könnten weitere Aspekte mit der gleichen Methode untersucht werden. Voraussetzung ist lediglich das Vorhandensein von brauchbarem statistischen Datenmaterial. In diesem Bereich gibt es weiterhin noch viel zu tun.

Nebst einer Darstellung der Inzidenzanalyse wird in der Publikation an verschiedenen Beispielen gezeigt, wie geschlechtsspezifische Untersuchungen aussehen können. Diese Arbeiten bauen auf kreativen Kombinationen von quantitativen und qualitativen Analysen auf und führen zu neuen Ein- und Aussichten. Die Beiträge von Mascha Madörin und Andrea Pfeifer befassen sich mit der volkswirtschaftlichen Bedeutung unbezahlter Arbeit. Sie zeigen, dass die 63,5 Millionen Stunden, wel-

che jährlich im Kanton Basel-Stadt in privaten Haushalten für die Zubereitung von Mahlzeiten aufgewendet werden, ungefähr der Zeit entsprechen, welche die Basler Erwerbstätigen in der verarbeitenden Industrie, in Gewerbe und Handel sowie in der Baubranche zusammengezählt arbeiten. Solche Vergleiche illustrieren eindrücklich das Ausmass der vor allem von Frauen geleisteten unbezahlten Arbeit. Die beiden Autorinnen untersuchen zudem die Frage, ob der Rückgang staatlicher Ausgaben im Gesundheitswesen und bei der familienexternen Kinderbetreuung eine Zunahme von unbezahlter Haus- und Betreuungsarbeit nach sich zieht.

Andrea Pfeifer geht in einer weiteren Untersuchung der Beschäftigungswirkung staatlicher Ausgaben nach. Treffen Sparmassnahmen oder Ausgabenzunahmen eher Bereiche mit vorwiegend weiblichen oder männlichen Beschäftigten?

Aus finanziellen Gründen nicht mehr realisierbar war eine geplante detaillierte Wirkungsanalyse in zwei ausgewählten Bereichen der kantonalen Verwaltung (Amt für Jugend, Familie und Prävention und Sportamt). Immerhin stellt Mirjam von Felten die Projektskizzen vor. Bereits in einem solchen Projektdesign steckt viel Gedanken- und Abklärungsarbeit.

Abgerundet wird die Publikation durch Einschätzungen der vorgestellten Ergebnisse aus wissenschaftlicher, gleichstellungs- und politischer sowie statistischer Perspektive.

Ideen für die Weiterverwendung und Ausweitung der Datenanalysen sind zahlreich vorhanden. Aufschlussreich wäre es, die Zahlenanalysen in Zukunft fortzuschreiben und festzustellen, wie sich eine bestimmte Ausgabe verglichen mit dem Durchschnitt verändert oder welche Änderungen im Ablauf

mehrerer Jahre sichtbar werden. Aussagekräftig sind auch Veränderungen zwischen Spar- und Ausbauperioden. Solche Vergleiche und Veränderungen ergeben richtungsweisende Aussagen zur Finanzpolitik eines Gemeinwesens. Eine weitere Fragestellung, die durch die bisherigen Untersuchungen immer wieder auftaucht, ist diejenige nach Veränderungen bei Auslagerung von staatlichen Aufgaben an Private oder an autonome Körperschaften. Welche Auswirkungen haben sie auf Frauen und Männer als Beschäftigte oder als Kundenschaft?

Die Publikation soll nicht nur die bisher schon interessierten Kreise über die neuesten Ergebnisse orientieren,

sondern dazu anregen, dass die erarbeiteten Analyse-Instrumente und die vorgestellten Arbeiten von Verwaltung und Politik aufgegriffen, implementiert und weiterentwickelt werden. Ziel wäre es, dass geschlechtsbezogene Analysen des Staatshaushaltes zu einem integrierten Steuerungsinstrument für die Politik werden.

Gleichstellungsbüro Basel-Stadt und Frauenrat (Hg.): Der kleine Unterschied in den Staatsfinanzen. Geschlechterdifferenzierte Rechnungsanalysen im Kanton Basel-Stadt. 2003 (S. 200, Fr. 25.–)

Die Publikation ist ab Mai 2003 zu beziehen bei: Gleichstellungsbüro Basel-Stadt, Clarastrasse 13, 4058 Basel, gsb@bs.ch (Tel: ++41 61 267 66 81)

Maritza Le Breton / Ursula Fiechter

Frauenhandel. Ergebnisse aus der Forschung

Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 40 „Gewalt im Alltag und Organisierte Kriminalität“ wurde das Phänomen Frauenhandel als wichtiger Forschungsgegenstand in der Schweiz endlich anerkannt. Drei Projekte widmeten sich in der Folge mit unterschiedlichen Fragestellungen und methodischen Zugängen diesem Themenbereich. Unser Projekt (Le Breton/Fiechter 2000/2003), das hier kurz vorgestellt wird, fokussiert Frauenhandel anhand der Lebens- und Arbeitssituation betroffener Migrantinnen.

So ist unsere Forschung aus der Arbeit des Fraueninformationszentrums FIZ, Zürich, hervorgegangen. Als Fachstelle zu Frauenhandel und Frauenmigration und Beratungsstelle für Frauen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und

Osteuropa arbeitet das FIZ seit bald zwanzig Jahren an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis rund um die Themenbereiche Frauenhandel und Frauenmigration. Dabei wurde stets der Anspruch vertreten, die praktische Arbeit auch theoretisch zu reflektieren und damit auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen betroffener Frauen aufmerksam zu machen.

In der langjährigen Auseinandersetzung des FIZ mit dem Thema Frauenhandel wird immer wieder klar, dass das Thema Frauenhandel zwar in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren vermehrte Aufmerksamkeit gewonnen hat, eine zusammenhängende Darstellung, welche über die dramatisierende Beschreibung von Einzelschicksalen hin-

ausgeht, jedoch bislang nicht geleistet wurde. Somit bot die Ausschreibung des NFP 40 für das FIZ Anlass, uns eine entsprechende Untersuchung in Auftrag zu geben.

Ziel unserer Forschungsarbeit ist es nun, auf der Grundlage einer empirisch griffigen Definition von Frauenhandel die Anwerbungs- und Vermittlungspraktiken der HändlerInnen, die Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie die Handlungsstrategien betroffener Frauen anhand ihrer eigenen Schilderungen zu analysieren und zu kontextualisieren. So wurden 17 Interviews mit betroffenen Migrantinnen durchgeführt. Ihre Lebenssituation interpretieren wir vor dem Hintergrund bestimmter gesellschaftlicher Strukturen und Bedingungen. Konkreter formuliert: Wenn wir in Anlehnung an neuere Migrationstheorien davon ausgehen, dass Frauenhandel eine Folge internationaler und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ist und mit bestimmten Zuschreibungen über Menschen aus dem Süden und Osten zu tun hat, so muss dies in den Interviews in irgendeiner Form zum Ausdruck kommen. Die Lebensgeschichten der betroffenen Frauen werden also im Kontext bestimmter Macht- und Herrschaftsverhältnisse analysiert. Die genaue Beschreibung dieser Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die den Handlungsspielraum betroffener Frauen umreißen, stehen schliesslich im Zentrum der Untersuchung und werden anhand von Fallbeispielen in unserem Forschungsbericht veranschaulicht.

Aus der Interpretation der Interviews geht hervor, dass Frauenhandel als eine illegale Form der Arbeitskräfteanwerbung für die Bereiche Haushalt, Ehe und Sexgewerbe begriffen werden muss, wobei diese Bereiche häufig ineinander übergehen. Es besteht in der Schweiz eine Nachfrage nach Arbeits-

kräften für besondere (weibliche) Dienstleistungen. Diese Nachfrage steht im Kontext (neo-)kolonialer bzw. neoliberaler weltweiter Umwälzungsprozesse sowie (aufenthalts-)rechtlicher Regulierungen durch den Staat.

Die Lebenssituation betroffener Migrantinnen ist durchwegs von Gewalt, Zwang und Täuschungspraktiken geprägt. Betroffene Frauen werden auf die Rolle der bedürfnislosen Haushälterin und/oder auf die Funktion eines verfügbaren und ausbeutbaren Objekts des männlichen Begehrens reduziert. Dabei verdichten sich Vorstellungen von Geschlecht, Rasse, Klasse und geographischer Herkunft zu einem Bild der „anderen Frau“, die mit ihrer „natürlichen Bestimmung“ Identifikationen und Projektionen ermöglicht und somit den Wünschen und Idealbildern patriarchaler Männlichkeitsvorstellungen dient. Geschlecht erscheint als eine Ungleichheitskategorie, die untrennbar mit weiteren Differenzierungskategorien verknüpft ist. Diese bestätigen sowohl die männliche Subjektivität als auch den Objektstatus von Frauen.

Die Lebenssituation betroffener Migrantinnen ist also durch die Überschneidung verschiedener Differenzierungsprozesse charakterisiert, denen in einer dichotomen Logik aus der Perspektive der hiesigen Gesellschaft die Position der Ungleicheren bzw. Untergeordneten gemeinsam ist. In dieser Logik glauben (weisse) Männer Anspruch auf die Erfüllung sexueller, emotionaler und kommerzieller Bedürfnisse zu haben, welche aufgrund der abhängigen Position betroffener Frauen gewaltsam durchgesetzt werden können.

In diesen Situationen eingeschränkter Handlungsmöglichkeiten besteht für betroffene Frauen gleichzeitig erhöhter Handlungsbedarf, was wir als paradoxen Zustand beschrieben haben. Diesen

aufzulösen erfordert die Überwindung liebgewordener Stereotype genauso wie konkrete (aufenthalts-)rechtliche Gleichstellungsmassnahmen. Welchen Beitrag die Erkenntnisse der verschiedenen Projekte des NFP 40 dazu leisten können, bleibt vorerst offen.

Le Breton, Maritza/Fiechter, Ursula, 2000: Gesellschaftliche Determinanten des Frauenhandels aus der Perspektive betroffener Migrantinnen in der Schweiz. Unveröffentlichter Schlussbericht, Zürich.

Der Bericht erscheint im Juli 2003 als Buch in der Reihe gender wissen im eFeF-Verlag unter dem Titel „Verordnete Grenzen – Vershobene Ordnungen“ (ca. 200 S., Fr. 35.–)

Hinweise auf weitere Projekten im NFP 40 (www.nfp40.ch).

Bertschi, Susanne, 2003: Sexarbeit tabuisiert – zum Nachteil der Frauen. Eine juristische Analyse von Straf- und AusländerInnenrecht zur Unterbindung von Frauenhandel. Bulletin 7 des NFP 40

Pieth, Mark/von Cranach, Mario/Besozzi, Claudio/Hanetseder, Christa/Kunz, Karl-Ludwig/2002: Gewalt im Alltag und Organisierte Kriminalität. Die Ergebnisse eines nationalen Forschungsprogramms. Bern, Stuttgart, Wien

Sardi, Massimo/Froidevaux, Didier, 2001: Le Monde de la Nuit: le milieu de la prostitution, affaires et crime organisé. Rapport scientifique final, FNRS, novembre 2000

Zschokke, Rahel, 2002: Frauenhandel und Rechtsprechung. Osteuropäische Sexmigration in die Schweiz. ELSA-Schriftenreihe

Antke Engel: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Campus. Frankfurt/Main u. New York 2002 (255 S., € 34,90/Fr. 58.60)

Als Anfang der 1990er Jahre mit den Veröffentlichungen Judith Butlers, Thomas Laqueurs u.a. die Unterscheidung von natürlichem und sozialen Geschlecht (sex/gender) sowie die zugrunde liegende Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit ins Zentrum der Kritik rückte, wurde dies im deutschsprachigen Raum zunächst im Zusammenhang mit der Bewegung gegen Gen- und Reproduktionstechnologien diskutiert und vor allem kritisiert. Weitgehend unreflektiert blieb der bewegungspolitische Kontext, in dem die Proble-

matisierung der Geschlechterbinarität in den USA situiert war. Dort war ausgehend von der AIDS-Krise, in der zum einen Defizite des Gesundheitssystems offenbar wurden, zum anderen homophobe Ideologien einen Aufschwung erlebten, Ende der achtziger Jahre eine Bewegung entstanden, in der lesbische und schwule AkteurInnen unter dem Namen „queer“ zusammenkamen.

Diese Bezeichnung wendete ein Stigmawort („queer“= „homosexuell“, „gefälscht“, „sonderbar“, „fragwürdig“) ins Politische und weitete dessen Bedeutung so aus, dass nicht in erster Linie eine partikuläre politische „Identität“ benannt wurde, sondern die Prozesse der Konstitution von Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit thematisiert wurden. Denn zum einen standen und stehen lesbisch-

schwule Queer-Bündnisse, die über die Kritik der heterosexuellen Ordnung artikuliert sind, auf „sonderbare“ Art „quer“ zur feministischen Kritik, die Herrschaftsverhältnisse von Männern über Frauen fokussiert, zum anderen aber auch zu lesbischen und schwulen Politiken, die von stabilen Identitäten und darauf basierenden klaren Gruppenzugehörigkeiten ausgingen. Schließlich entspringen die Bezeichnungen „schwul“ und „lesbisch“ selbst einer heterosexuellen Logik. „Queere Programmatik“, heißt es bei Annamarie Jagose, ist „von der Weigerung gekennzeichnet, das Zusammenwirken von Geschlecht und Begehren für ebenso natürlich zu halten, wie es die Kategorien ‘lesbisch’ und ‘schwul’ tun“ (2001, S. 157f.).

Als Bewegung und als Theorie, die vor allem poststrukturalistische Ansätze für eine Kritik der normativen Heterosexualität fruchtbar machen will, wirft „Queer“ somit Fragen der Verknüpfung von Sexualität und Herrschaft, der Bündnispolitik und der Konstitution von Zugehörigkeit im politischen wie im subjekttheoretischen Sinne auf und setzt eine neue Dynamik der Kritik frei. „Queer Theory“, so Antke Engel, ist „eine Kritik an den definitorischen Grenzziehungen jeglicher Identitätsdiskurse und Identitätskonstruktionen“ (S. 41).

Im deutschsprachigen Raum entzündeten sich die politischen Debatten vornehmlich an Fragen der (sexuellen) Staatsbürgerschaft, der Antidiskriminierungspolitik und der Homo-Ehe, die insgesamt als Fragen der Demokratie artikuliert wurden (vgl. quaestio 2000). Anfang der 90er Jahre entstanden Gruppen wie Queer Action, Zeitschriften und Queer Partys. Die Kritik des Neoliberalismus bzw. die Frage, wie Queer sich als widerständige Politik im Kontext neoliberaler Flexibilisierungsstrategien, die auch sexuelle Identitäten betref-

fen, behaupten kann, war von Beginn an eine zentrale Dimension der Auseinandersetzungen, zumal die „bunten“ subkulturellen Praxen schnell konsumistisch kooptiert wurden (vgl. Genschel, Lay, Wagenknecht, Woltersdorff, in: Jagose 2001).

Die nun erschienene Studie von Antke Engel bearbeitet die Probleme „queer/feministischer“ Theoriebildung aus einer philosophischen Perspektive. Dabei gelingt es Engel, Problematiken, die in Begriffen wie Repräsentation und Differenz verdichtet sind, so zu diskutieren, dass „Möglichkeiten politischer Veränderung und sozialer Transformation“ (S. 16) bzw. deren Blockierungen aufgezeigt werden. Indem sie ihr Projekt als „queer/feministisch“ bezeichnet, verweist Engel auf das „gegenseitige Konstituierungsverhältnis“ von „hierarchischer Geschlechterdifferenz und normativer Heterosexualität“ (S. 10). Feministische Herrschaftskritik wird hier im Kontext von Queer Theory reartikuliert, die mit der „Denaturalisierung und Politisierung der Geschlechterbinarität“ einen, so Engel, epistemologischen Einschnitt (Althusser) vollzogen hat, insofern es damit „zu grundlegenden Verschiebungen hegemonialer Wahrnehmungs- und Verstehenshorizonte kommt“ (S. 52).

Die „Strategie der VerUneindeutigung“, die Engel durch die Argumentationen der einzelnen Kapitel hindurch entwickelt, setzt hier an, führt aber über die „bislang diskutierten Perspektiven der Auflösung oder Vervielfältigung“ von Geschlechtszugehörigkeit hinaus (S. 14). Denn während „eine Strategie der Vervielfältigung der Geschlechter dem Identitätsprinzip verhaftet bleibt und nicht geeignet ist, Hierarchisierungen abzubauen“, befördert die Perspektive der Auflösung „einen abstrakten Universalismus ..., der die Kritik von

Machtrelationen wie auch den Kampf für Unterschiedlichkeiten unterläuft“ (S. 163). „VerUneindeutigung“, heißt es prägnant, „ist Dekonstruktion als soziale Praxis“ (S. 225). Gegen „neoliberale Individualisierungsanforderungen, (die) zu einer Flexibilisierung und Pluralisierung von Selbstverhältnissen und Lebensformen“ führen (S. 21), wird diese Strategie durch die „Kriterien der Enthierarchisierung und Denormalisierung“ (S. 42) qualifiziert.

Engel entwickelt ihre Argumentation in fünf Komplexen, wobei sie mit Judith Butlers und Teresa de Lauretis' „Destabilisierungen der Heteronormativität“ einsetzt (Kap.1) und über die kritische Rekonstruktion der Begriffe „Differenz“ (Kap.2) und „Repräsentation“ (Kap.3) zu Entwürfen begrifflicher und politischer Alternativen gelangt. So diskutiert Engel „Rekonfigurationen von Geschlecht und Sexualität“ (Kap.4) und verknüpft diese mit dem von ihr entwickelten Begriff der „Repräsentationspolitiken“, welche sich „nicht auf KörperSubjektivitäten, Beziehungs- und Lebensformen beschränken, sondern sich auch als Interventionen ins Gesellschaftliche vollziehen“ (S. 193) (Kap.5).

Denn, so eine Grundthese der Arbeit, „Diskurse und Institutionen z.B. der Bevölkerungspolitik, des Rechts, der Medizin, der Erziehung oder der Moral sind nicht nur Bedingungsgefüge und konstitutive Momente einer heteronormativen Ordnung. Vielmehr lässt sich zugleich zeigen, wie sich die normativ-heterosexuelle ... Ordnung in eben diese gesellschaftlichen Felder sowie in ökonomische und politische Prozesse einschreibt“ (S. 47). In der Perspektive geht es somit nicht um „Teilhabe an und Anerkennung in den Rastern der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung“, sondern um „grundle-

gende Umstrukturierungen ... und (den) Anspruch auf gesellschaftspolitische Gestaltungsmacht“ (S. 59).

Mit Butler und Lauretis diskutiert Engel zunächst zwei Theoretikerinnen, die die akademische Karriere von Queer Theory maßgeblich befördert haben, und zeigt die Problematik ihrer Argumentationen auf. Butler, die den Ausschluss von Homosexualität aus der Ordnung des Intelligiblen, d.h. des Er- und Anerkennbaren, in Termini der lacanschen Psychoanalyse theoretisiert hat, kritisiert Engel dahingehend, dass sie „den psychischen Mechanismus der Verwerfung bruchlos ins Soziale überträgt“ (S. 29). So werden wiederum „klare Grenzlinien zwischen Intelligibilität und Verworfenheit (installiert); es gibt in diesem Konzept keine Übergänge, keine Zweifel, keine Konfliktzonen“ (S. 31). Eng damit verbunden ist das Problem, dass Butler „keinen Begriff der Normalisierung hat, der es erlaubt, eine Flexibilisierung und Pluralisierung gesellschaftlicher Normen und Existenzweisen zu denken“ (S. 71). Sie kann daher die „toleranzpluralistisch oder ökonomisch vermittelten Integrationsmechanismen spätmoderner Gesellschaften“ (ebd.) nicht fassen.

Demgegenüber sind die „repräsentations- und filmtheoretischen Überlegungen“ von Lauretis zwar „dadurch gekennzeichnet, das Spannungsfeld und den *gap* produktiv zu machen, die sich zwischen den Vorgaben hegemonialer ... Ordnung ... und der Vielfältigkeit von Frauen und Lesben als sozialen Subjekten in konkreten historischen Situationen auf tun“ (S. 35). Doch bleiben „scheinbar klar identifizierbare 'Frauenkörper' unhintergebar Referenzpunkt“ (S. 38). Um eine solche Referenz ebenso wie das starre Subjekt/Objekt-Modell Butlers zu vermeiden, rekurriert Engel auf die Hegemonietheo-

rie von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau, die auf das „Moment der Polysemie, des Überschusses, der Vermehrung der Signifikanten“ setzt (S. 94).

Im Anschluss daran problematisiert Engel den für poststrukturalistische Theorie insgesamt zentralen Begriff der Differenz, wobei die „Herausforderung“ darin besteht, „Differenzen als Begründung von Ausgrenzung oder Unterordnung zurückzuweisen, aber Differenz als Anfechtung der Norm stark zu machen“ (S. 96). Analytisch unterscheidet sie zwischen „binären Oppositionen und Klassifikationen“. Während „das Geschlechtersystem moderner westlicher Gesellschaften“ einer binären Logik entsprechend organisiert ist, wird Sexualität durch die „heterogenen Kategorien männlicher und weiblicher Homo-, Hetero- und Bisexualität oder polymorpher und diverser anderer Perversionen“ klassifiziert (S. 100). Beide Strategien begreift Engel als „Formen der Differenzierung und Hierarchisierung“, denen sie einen an Derrida orientierten Begriff der Differenz entgegensetzt.

In Auseinandersetzung mit Veronica Vasterling, Luce Irigaray und Drucilla Cornell, die ebenfalls mit Derrida von der Unabschließbarkeit von Bedeutung ausgehen, formuliert sie ein „Verständnis von Veränderung, das diese ... in einen bedingten, aber unvorhersehbaren und unabschließbaren Prozess der Bedeutungsproduktion münden lässt“ (S. 126). Das Konzept der „Repräsentationspolitiken ... , das ... nicht darauf abzielt, vorgegebene soziale Realitäten sichtbar zu machen oder zu vertreten“ (S. 127), knüpft hier an. Engel entfaltet einen Begriff der „Repräsentation als Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstitution“, der „ohne einen vorgängigen Referenten auskommt“ (ebd.). Gleichwohl sind Repräsentationen nicht beliebig, insofern sie unter sozio-historischen

Bedingungen stattfinden und spezifische Effekte produzieren (S. 141f.) Jede Repräsentation hat demnach eine unhintergehbare politische Dimension, so dass Engel unter Bezugnahme auf Kaja Silverman und Teresa de Lauretis „Repäsentation als Intervention“ (S. 162) begreift.

Dieser Gedanke wird an „zwei Feldern queer/feministischer Theoriebildung“ verdeutlicht, zum einen den „Rekonzeptualisierungen lesbischen Begehrens“ durch Butler und Lauretis, zum anderen den queeren Reklamationen von Maskulinität. Die Repräsentationen lesbischen Begehrens durch Butler und Lauretis verfolgen, wie Engel zeigt, unterschiedliche Politiken, entkommen jedoch beide nicht der binären Geschlechterdifferenz, „auch wenn diese nicht länger als vorkulturell erscheint“ (S. 178). Denn Butler wiederholt mit dem Begriff des lesbischen Phallus „die privilegierte Position des Maskulinen“ (ebd.) und Lauretis' Konzept der Fetische, die „die symbolische Rückgewinnung eines verlorenen Frauenkörpers inszenieren und damit eine weibliche Körper-Imago fundieren, die narzisstisch und libidinös besetzt werden kann“ (S. 173), bleibt einer „Idealisierung von Frauenkörpern verpflichtet“ (S. 178). Auch die maskulinen Selbstrepräsentationen in „lesbischen und transgender Subkulturen“, in denen die „Ressource Maskulinität“ reklamiert wird, sind durchaus widersprüchlich. So kommt es zu einer „VerUneindeutigung der Kategorien ... allerdings ohne, dass ein Begriffsfeld entstünde, das die binäre Relationalität von Maskulinität und Feminität anfechten würde“ (181).

Insgesamt geht es Engel mit dem Begriff der Repräsentationspolitiken um ein „Verständnis kultureller Politiken ... , das diese als Eingriffe in gesellschaftliche Institutionen und strukturell

wirksame Machtprozesse fasst, ohne jedoch eine Opposition von Kulturellem und Sozialem oder von Diskurs und Materialität zu forcieren“ (S. 197). Vor allem die Unterscheidung von Anerkennungs- und Umverteilungspolitiken, die von Nancy Fraser als Kritik an der Ausblendung ökonomischer Fragen in den politischen und sozialphilosophischen Debatten um Anerkennung formuliert wurde (vgl. Fraser 2001, Fraser u. Honneth 2003), steht dabei im Zentrum der Kritik. Mit den Begriffen der Enthierarchisierung und Denormalisierung zielt Engel darauf, „Anerkennungs- und Umverteilungsforderungen miteinander zu verschränken“, so dass „Anerkennung von der Prämisse stabiler, kohärenter Identitäten und Umverteilung von der Annahme definierter sozialer Gruppen entkoppelt wird“ (S. 205).

Über Frasers Kombination von „dekonstruktivem Feminismus“ und „transformativer Umverteilung“ geht dieser Vorschlag jedoch nicht hinaus. Er teilt mit Fraser vielmehr das Problem der Abstraktion von konkreten Verhältnissen. So mag es ein begriffsstrategischer Vorteil sein, dass die Leitbegriffe „Enthierarchisierung“ und „Denormalisierung“ weder „positiver Setzungen (etwa was eine ‘ideale’ oder ‘normale’ Sexualität wäre) noch eines verallgemeinerten Gesellschaftsideals“ bedürfen (S. 228), sondern prozessual angelegt sind. Begriffe, die „so abstrakt formuliert (sind), dass sie auf alle sozialen Kategorien sowie gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse anzuwenden sind“ (S. 42), tendieren jedoch dazu, überallgemein zu werden und die spezifischen Konflikte und Widersprüche auszublenden, die aus der Überlagerung so unterschiedlicher Herrschaftsverhältnisse resultieren, wie es Hetero-

normativität, Rassismus, Imperialismus, Klassen- und Geschlechterverhältnisse sind. Wenn ihnen auch keine versöhnende Norm entgegengehalten wird, so doch ein alles subsumierendes Begriffsspiel. Die unausgeführten Verweise auf „MigrantInnen und AsylantInnen“ (S. 60) im Text, können somit als Symptom dafür gelesen werden, dass die Diskussion um den gesellschaftstheoretischen Status von Queer Theory sowie um Allianzen mit anderen emanzipatorischen Bewegungen und Formen kritischer Theorie keineswegs abgeschlossen ist.

Dabei dürfte die Frage nach dem Verhältnis einer spezifisch „queeren“ Kritik der Heteronormativität zu anderen Formen der Herrschaftskritik einen gesellschaftstheoretisch komplexeren Zugang erfordern, als ihn Psychoanalyse und Semiotik bieten, Konzeptionen, mit denen Engel arbeitet. Über die Kritik hinaus, dass z.B. Butler psychische Mechanismen „ins Soziale überträgt“, ginge es um eine Rekonzeptualisierung von Gesellschaft, in der Begehrensstrukturen, Ausbeutungsverhältnisse und Formen der politischen Regulation in nicht-reduktionistischer Weise zusammengedacht werden. Das Problem besteht dabei m.E. weniger in einer dichotomischen Trennung von Materialität und Diskurs, die Engel zu Recht kritisiert; vonnöten wäre vielmehr ein Bruch mit einem Paradigma feministischer Theorie, das gesellschaftliche Verhältnisse und Praxen primär vom begehrenden Individuum aus denkt. Indem Engel die bisherigen queer-philosophischen Interventionen in einer herrschaftskritischen Perspektive an ihre Grenzen treibt, stellt das Buch einen nicht zu hintergehenden Beitrag für jede weitere Diskussion dar.

Susanne Lettow

Literatur

- Fraser, Nancy, 2001: Die halbierte Gerechtigkeit. Frankfurt/M.
- Fraser, Nancy / Honneth, Axel, 2003: Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt/M.
- Genschel, Corinna, 1996: „Fear of a Queer Planet: Dimensionen lesbisch-schwuler

- Gesellschaftskritik“. In: Das Argument 216. Berlin / Hamburg
- Genschel, Corinna; Lay, Caren; Wagenknecht, Nancy; Woltersdoff, Volker, 2001: Anschlüsse. In: Jagose, A.. Berlin
- Jagose, Annemarie, 2001: Queer Theory. Eine Einführung. Berlin
- quaestio (Hg.), 2000: Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin

Gudrun-Axeli Knapp / Angelika Wetterer (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Verlag Münster, 2002, 2. Auflage (338 S., € 23.– / Fr. 39.80)

In jüngster Zeit erfährt die feministische Frauen- und Geschlechterforschung einen von den Massenmedien beförderten Prozess des Unmodernwerdens. Der feministische Anspruch scheint als hoffnungslos veraltet. Dieser Sammelband – mit seinen zehn Beiträgen und als erster Teil einer zweibändigen Ausgabe – zeigt auf, dass „nach dem Zerfall der grossen Utopien, noch in der Desillusionierung starke Gründe für die Aktualität und Notwendigkeit feministischer Kritik liegen“ (S. 8). Es sind sich viele feministische Wissenschaftlerinnen einig, so auch die Herausgeberinnen, dass ein Grossteil gegenwärtiger Gesellschaftstheoretiker nach wie vor stillschweigend annehmen, Gesellschaftsanalyse mit der Ausblendung eines zentralen Differenzierungs-, Strukturierungs- und Herrschaftsprinzip betreiben zu können. „Gesellschaftsdiagnosen ändern sich, wenn das Geschlechterverhältnis einbezogen wird“ (S. 10), wobei Knapp

und Wetterer davon ausgehen, dass feministische Theorie makrosoziologische Dimensionen der Gesellschaftsentwicklung nicht länger vernachlässigen kann. Ihrer Ansicht nach bedarf es Analysen übergreifender ökonomischer und soziokultureller Zusammenhänge und eine theoretisch komplex fundierte Empirie, um Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen festzustellen.

In drei Beiträgen dieses Bandes stellen Wissenschaftlerinnen ihre in den letzten Jahrzehnten entwickelten feministischen Theorieansätze vor (Gudrun-Axeli Knapp, Helga Krüger, Maria Mies), mit kritischem Bezug auf bestehende Gesellschaftsanalysen und mit Vorschlägen und Methoden einer Angliederung von Geschlecht an diese. Zum anderen untersuchen Regina Bekker-Schmidt und Hannelore Bublitz aus feministischer Sicht die Klassiker und Klassikerinnen der Gesellschaftstheorie und fragen danach, wie Zusammenhänge von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft in einflussreichen Positionen der zeitgenössischen Theoriebildung und Sozialdiagnosen reflektiert werden.

Allen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie auf die zentrale Frage der heutigen Frauen- und Geschlechterforschung Bezug nehmen, nämlich wie Thesen

und Ergebnisse feministischer Forschung sinnvoll an gesellschaftstheoretische Ansätze anschliessen könnten. Dabei zeigt sich, dass einige klassische Theorien durchaus einen solchen Anschluss böten, wie beispielsweise die Sozialstudien Pierre Bourdieus oder die Systemtheorie Luhmanns. Bevor der Band Möglichkeiten und Perspektiven zur Weiterentwicklung der Geschlechterforschung aufzuzeigen versucht, setzt sich Gudrun-Axeli Knapp einleitend mit Strömungen auseinander, die von einem Bedeutungsverlust oder von einer Krise der Kategorie Geschlecht sprechen.

Um einen theoretischen Hintergrund und einen Rahmen fürs Buch zu schaffen, gibt Knapp zunächst einen allgemeinen Überblick über die gegenwärtigen Analysen zur Erfassung von Geschlecht. Dabei nennt sie einerseits handlungstheoretisch orientierte Gesellschaftsanalysen und andererseits systemtheoretische Analysen. Erstere betrachten Vergesellschaftung als eine historisch entstandene Formierung von Austausch- und Interdependenzbeziehungen zwischen gesellschaftlichen Akteuren und Akteurinnen, während systemtheoretische Analysen sich auf eine darüberliegende Konstruktionsebene konzentrieren, auf Austausch- und Interdependenzbeziehungen zwischen gesellschaftlich ausdifferenzierten Funktions- und Teilbereichen. Dieser kurze Theorieteil stützt die nachfolgende Auseinandersetzung mit den Argumentationen, die die Krise der Geschlechtskategorie speisen.

In den achtziger Jahren begannen WissenschaftlerInnen, sich ausführlich mit den Folgen der Individualisierung für die Gesellschaft auseinanderzusetzen, so auch Ulrich Beck, der im Zusammenhang mit der Vergesellschaftung in der Wohlfahrtsgesellschaft von

einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht spricht. Aus feministischer Sicht kritisiert Knapp, dass sozialer Wandel im Geschlechterverhältnis nicht nur in einem historischen Vergleich der Lebensverhältnisse von Frauen konstatiert werden darf, sondern vielmehr auch systematisch durch einen synchronen Vergleich mit denen der Männer ergänzt werden muss. Nur mit Blick auf Entwicklungen dieser Relation könnten über anhaltende oder schwindende Unterschiede im Geschlechterverhältnis Aussagen gewonnen werden.

Die Untersuchungen von Judith Butler über die regulative Macht des Geschlechterdualismus (Sex/Gender) und ihre Analysen zur heterosexuellen Normativität tauchen ebenfalls in der Diskussion über den Bedeutungsverlust von Geschlecht auf. Ebenso die Arbeiten von Donna Haraway, die davon ausgeht, dass der anhaltende technische Fortschritt mit einer zunehmenden Aufhebung der Dualismen Natur und Kultur oder eben Sex und Gender einhergeht. Knapp weist nun darauf hin, dass sowohl Butler wie auch Haraway bei ihren Untersuchungen den Akzent auf epistemologische, subjektbezogene und identitätstheoretische Dimensionen setzten und nicht versuchen, die gesellschaftliche Komplexität von Geschlechterverhältnissen zu erklären. Somit können sie nicht zur Bestärkung der These um den Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht herbeigezogen werden.

Abschliessend kommt die Autorin zum Schluss, dass nicht von einer Krise der Kategorie Geschlecht per se gesprochen werden könne. „Die Dynamik der Diskussion zehrt offenbar von einem Moment der Dramatisierung, deren Nährboden durch mangelnde begriffliche Klärungen bereitet wird.“ (S. 42) Notwendig bleibe ein Konzept femini-

stischer Forschung, das nicht von Identität ausgehe, sondern Komplexität zulasse. Die Einsicht in soziale und kulturelle Unterschiede zwischen Frauen müsse das Kritikpotenzial feministischer Forschung schärfen, deshalb sei es „unabdingbar, die in diesem Feld typische Konzentration auf ‚Frauen‘ aufzugeben“ (S.47). Ihrer Ansicht nach erschliesst sich das Geschlechterverhältnis „durch den Blick auf Relationen“ (S. 47). Damit steht die Forderung von Knapp an die zukünftigen Theorien der Gesellschaftsanalyse fest. Denn diese Relationen können nur in einer gesellschaftstheoretischen Analyse erfasst werden, die die Kategorie Geschlecht miteinbezieht.

Es ist erstaunlich, wie viele Aspekte Gudrun-Axeli Knapp in ihrem knappen Beitrag anspricht und aufgreift. Die zu Beginn begriffliche Klärung einiger sozialtheoretischer Termini im bezug auf feministische Wissenschaft macht Sinn und gibt auch für die weiterführenden Beiträge durchaus eine Orientierungshilfe. Knapp distanziert sich von der postfeministischen Theorie. Der Postfeminismus kritisiert den ‚klassischen‘ Feminismus: Frauen sind nicht als einheitliches Kollektiv wahrzunehmen, sondern als Individuen mit unterschiedlichen Identitäten. Die Stärke Knapps besteht nun darin, Widersprüche und Einseitigkeiten innerhalb der feministischen Theorie zu thematisieren, jedoch bisherige feministische Erkenntnisse nicht als überholt und anschlussunfähig zu halten. Mit einer transparenten und ehrlichen (Selbst)-Reflexion auf Vergangenes richtet sie den Blick auf eine Zukunft der Weiterführung feministischer Theorie und der Geschlechterforschung, eine feministische Wissenschaft, die sich vornimmt, Komplexität zu denken.

Hier bietet sich der Institutionenan-

satz von Helga Krüger an; sie versucht, die Mehrdimensionalität von Geschlechterverhältnissen zu erfassen. Vergeschlechtlichung findet in Interaktionen zwischen Personen und Gruppen und in soziostrukturellen Ordnungen statt, beispielsweise in der geschlechtstypischen Zuweisung von Territorien. Das Interaktionsgeschehen und die Sozialstruktur unterliegen sozialem Wandel und dieser wird in der (Geschlechter-)Forschung einerseits mit handlungstheoretischen (phänomenologischen) und andererseits mit sozialstrukturellen Ansätzen untersucht. Krüger kritisiert nun die fehlende gegenseitige Beachtung der beiden Ansätze. Reduzierte Sichtweisen auf sozialen Wandel und daraus resultierend eindimensionale Interpretationen sind ihrer Meinung nach die Folgen. Nebst ihrer Überzeugung, dass die handlungstheoretischen und sozialstrukturellen Zugänge „keineswegs zwingend gegeneinander stehen“ (S. 64) entwickelte Krüger eine dritte Ebene zur Analyse von Geschlechterverhältnissen. Sie will neben dem Interaktionsgeschehen und der Sozialstruktur auch der „geschlechtlich typisierten Zuordnung gesellschaftlicher Aktivitätsfelder“ (S. 65) Aufmerksamkeit schenken. Dabei scheint ihr die Analyse von gesellschaftlichen Institutionen ein geeigneter Ansatz zu sein, um die Dynamik zwischen Sozialstruktur, Kultur und Handeln erfassen zu können. Ausgangspunkt ist hierbei die Diagnose, dass sich „Geschlechter-Stereotypisierungen, bipolare soziostrukturelle Ordnungsmuster“ sowie die „Zuordnung von gesellschaftlichen Territorien als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘“ (S. 63) in unterschiedlichen gesellschaftlichen Segmenten verschieden ausprägen, dass also die Ungleichzeitigkeit sozialen Wandels erfasst werden muss.

Mit der empiriegeleiteten Theoretisierung als Methode befasst sie sich unter anderem mit dem Wandel und der Beharrung im Geschlechterverhältnis unter weiblichen und männlichen Jugendlichen. Daran lässt sich aufzeigen, dass ein Wandel im Selbstverständnis von Jugendlichen stattgefunden hat. Im Freizeitverhalten, der Eroberung der Strassenöffentlichkeit, der Beteiligung in Sportvereinen usw. stünden Mädchen ihren männlichen Altersgenossen kaum noch nach. Trotz des Wandels im Selbstbild Jugendlicher hat sich in der Verteilung der Geschlechter auf geschlechtstypische Berufspositionen nichts geändert. Somit sieht Krüger ihren Grundgedanken, der für eine Analyse mit dem Institutionenansatz spricht, bestätigt. Denn obwohl in der Jugendphase anscheinend ein sozialer Wandel des Geschlechterverhältnisses stattgefunden hat, wird dieses in anderen Institutionen und Lebensphasen wieder „(re-)traditionalisiert“ (S. 70).

Besonders hervorzuheben an Krügers institutionenorientierter Gesellschaftsanalyse ist, dass deren Ziel – gewissermaßen ganz im Sinne von Bourdieu – nicht die Formulierung einer allgemeinen Gesellschaftstheorie ist. Ihr Interesse gilt der Verbindung von empirischer Analyse und potentieller Theoriebildung. Dies verdeutlicht nicht zuletzt die Forderung nach internationalen und intertemporalen Vergleichen, um langfristige historische Entwicklungen und institutionale Geschlechterordnungen zwischen sowieso kaum vergleichbaren Gesellschaften herausarbeiten zu können.

Auch um eine neue Orientierungs- und Angliederungsmöglichkeit für die Frauen- und Geschlechterforschung von heute bemüht sich Beate Kraus in ihrem Beitrag „Die feministische Debatte und die Soziologie Pierre Bourdieus: Eine

Wahlverwandtschaft“. Die Frauen- und Geschlechterforschung habe sich bis anhin hauptsächlich mit Ungleichheitsforschung und Analysen der Entwicklung von Arbeit und Arbeitsmärkten auseinandergesetzt, während sie die gesellschaftstheoretisch orientierte, soziologische Debatte im Wesentlichen ausser Acht liess. Um aber ihren Status als „Bindestrich-Soziologie“ (S.317) überwinden zu können, müsse ‚Geschlecht‘ als zentrale Kategorie für das Verständnis der modernen Gesellschaft in der Soziologie verankert werden. Bei dieser Umstrukturierung, so argumentiert Kraus, ist die Auseinandersetzung mit einer anderen Aussenseiter-Soziologie hilfreich – der Soziologie Pierre Bourdieus.

Für das Anliegen feministischer Forschung, Geschlecht als zentrale Kategorie für das Verständnis moderner Gesellschaften zu begreifen, sei das Habitus-Konzept viel geeigneter als der Begriff der sozialen Rolle, da es nicht von einer Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft ausgeht, sondern auch das wechselseitige Einwirken des einen auf das andere mitreflektiert. Bourdieu spricht von einem „vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus“ (S.323) und meint damit, dass sich eine vergeschlechtlichte Sicht auf die Welt in unserem Habitus einlagert.

In feministischen Debatten wurde immer wieder kritisiert, dass durch handlungstheoretische (sozialkonstruktivistische) Ansätze Aspekten von Macht und Herrschaft im Geschlechterverhältnis zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Auch hierzu kann Bourdieu einiges beitragen, stehen doch in seinen Arbeiten die Phänomene Macht und Herrschaft im Mittelpunkt. Sein Konzept der symbolischen Gewalt fasst die banale alltägliche Gewalt zu-

sammen, die sich in der face-to-face-Interaktion äussert und die beispielsweise „Frauen immer wieder in die herrschende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zurückstossen“ (S. 325).

Dieser Band vermittelt den Eindruck, dass eine Angliederung der feministischen Wissenschaft an Gesellschaftstheorien ein grosses Bedürfnis seitens der feministischen Wissenschaftlerinnen ist. Gleichzeitig wird durch die verschiedenen Beiträge hindurch deutlich, dass diese Angliederung nur unter gewissen Voraussetzungen gelingen kann. Es macht erstens keinen Sinn, nach einer allgemein gültigen und anwendbaren Methode oder Theorie zur Erfas-

sung von Geschlecht zu suchen. Zweitens sind sich praktisch alle Autorinnen dieses Sammelbandes einig, dass sich die Gesellschaftswissenschaftler von den gewohnten Paradigmen lösen und ‚gegensätzliche‘ Ansätze beachten müssen, um Mehrdimensionalität in der Sache erreichen zu können. Der Band bietet mit seiner breit angelegten Konzeption, die gegensätzliche, aber ähnlich angelegte gesellschaftstheoretische Ansätze verbindet, einen guten und anspruchsvollen Überblick über feministische Positionen aus der vornehmlich deutschen Frauen- und Geschlechterforschung.

Barbara Schmid

Claudia Gather, Birgit Geissler, Maria S. Rerrich (Hrsg.): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Forum Frauenforschung, Band 15, Münster 2002 (238 S., SFr. 35.50)

Pia Tschannen: Putzen in der sauberen Schweiz. Arbeitsverhältnisse in der Reinigungsbranche. gender wissen band 1, Bern/Wettingen 2003 (180 S., SFr. 35.–)

Die beiden Bände, die hier besprochen werden, weisen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede in ihrer inhaltlichen Ausrichtung auf. Mit den Arbeitsverhältnissen in der Reinigungsbranche stellt Pia Tschannen die Tätigkeit des Putzens ins Zentrum. Diese kann in Privathaushalten oder in Unternehmen und im öffentlichen Raum untersucht werden. Der Reader von Claudia Gather, Birgit Geissler und Maria S.

Rerrich konzentriert sich auf die vielfältigen Tätigkeiten in Privathaushalten, die heute in zunehmendem Masse auch in Form von bezahlter Arbeit geleistet werden. Zu diesen Tätigkeiten gehören neben den Reinigungsarbeiten die zeitaufwendigen Arbeiten im Zusammenhang mit der Ernährung (einkaufen, kochen, abwaschen), der Bekleidung (waschen, bügeln, flicken) sowie der Betreuung und Begleitung von Kindern und pflegebedürftigen erwachsenen Personen.

Gemeinsam ist beiden Bänden, dass sie ein im wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Diskurs bislang vernachlässigtes, sozial abgewertetes Arbeitsfeld beleuchten, in dem vorwiegend Frauen tätig sind. Damit stehen sie in der Tradition der sozialpolitisch engagierten feministischen Forschung. Ein wichtiges Ziel dieser Perspektive war und ist, Lebensverhältnisse und soziale Benachteiligungen von Frauen

– bis anhin weitgehend blinde Flecken in der androzentrisch geprägten Forschungslandschaft – sichtbar zu machen. Die in beiden Bänden präsentierten fundierten Argumente und empirischen Ergebnisse belegen überzeugend, dass solche Fragestellungen und Untersuchungen auch im Zeitalter poststrukturalistischer Geschlechterforschung nach wie vor dringend notwendig sind. Sie liefern neue wissenschaftliche Erkenntnisse, geben Hinweise auf nach wie vor bestehende Forschungslücken und artikulieren einen beträchtlichen politischen Handlungsbedarf.

Als erstes möchten wir auf das von Claudia Gather, Birgit Geissler und Maria Rerrich herausgegebene Buch zur bezahlten Arbeit in den Privathaushalten eingehen. Statt die 14 in diesem Band versammelten Aufsätze einzeln zu besprechen, greifen wir hier kurz die zentralen Themen auf.

Ausgangspunkt des Bandes war ein Workshop zum Thema „Haushaltsarbeit als Erwerbsarbeit“, der im November 2001 an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing stattgefunden hat. Hausarbeit ist ja kein neues Thema in Deutschlands Frauenforschung. Doch nachdem in den 70er Jahren die Debatte über die unbezahlte Hausarbeit von (Haus-)Frauen im Zentrum stand, geht es jetzt um die bezahlte Arbeit von „fremden“ Frauen, die in Deutschland inzwischen von schätzungsweise 3 Millionen Privathaushalten in Anspruch genommen werden (s. Jürgen Schupp, S. 50ff.). Das ist ein Hinweis darauf, dass die partnerschaftliche Neuverteilung von Haushaltsarbeit nur in geringem Mass stattfindet – ungünstige Arbeitsmarktbedingungen werden dafür hauptsächlich verantwortlich gemacht (s. Maria S. Rerrich: Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisie-

rung von Hausarbeit, S. 16ff.).

Der tiefere Grund dafür ist wohl die immer noch fehlende Anerkennung von Hausarbeit als vollwertige Arbeit. Dies spiegelt sich auch in der häufigen Informalität des Arbeitsverhältnisses, den niedrigen Löhnen, die in diesem Sektor bezahlt werden, im tiefen Sozialprestige und im geringen Interesse von Staat und Gewerkschaften, einen angemessenen Schutz für diese Arbeit zu fordern und zu fördern (s. Renate Heinbach: Migrantinnen in der Haushaltsarbeit – Ansätze zur Verbesserung ihrer sozialen und rechtlichen Situation, S. 167ff.).

Hausarbeit müsste öffentlich kontrollierbar sein, findet aber in einer dem Privaten zugeordneten Sphäre statt. Damit gelten andere Handlungslogiken und Deutungsmuster als im öffentlichen Bereich (s. Birgit Geissler: Die Dienstleistungslücke im Haushalt. Der neue Bedarf an Dienstleistung und die Handlungslogik der privaten Arbeit, S. 30ff., sowie Claudia Gather und Hanna Meißner: Informelle Erwerbsarbeit in privaten Haushalten. Ein blinder Fleck in der Arbeitssoziologie, S. 120ff.). Dies hat nicht nur im rechtlichen Sinn Auswirkungen, es zeigt sich auch in den Beziehungen zwischen Arbeitgeberin – der Arbeitgeber wird kaum erwähnt – und Arbeitnehmerin: private Personen stehen sich gegenüber, die eine schwierige Balance zwischen Nähe und Distanz aushandeln müssen (s. Barbara Thiessen: Bezahlte Hausarbeit. Biografische Befunde zur Gestaltung von Arbeits-Beziehungen im Privaten, S. 140ff., sowie Sabine Hess: Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen – Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten, S. 103ff.).

Bezahlte Haushaltsarbeit ist ja auch nichts Neues, sie hat sich jedoch gewandelt. Zum einen sind die Hausangestell-

ten weniger als früher in traditionelle Haushalte eingebunden, zum andern haben sich die möglichen Distanzen von Herkunfts- und Arbeitsort stark vergrößert. Viele der Hausangestellten sind Migrantinnen, denn auch der Haushaltsmarkt ist globalisiert (s. Helma Lutz: *Transnationalität und Haushalt*, S. 86ff.). Da diese Migrantinnen oft illegal arbeiten, wird ihre Situation dadurch besonders prekär: Sie zahlen überbezahlte Mieten, haben keinen Versicherungsschutz, die Kinderbetreuung und deren Schulbesuch zu organisieren ist schwierig. Oft leben sie ein verstecktes Leben aus Angst vor Denunzierung.

Eine Verbesserung der Situation ist dringend. Sogenannte Dienstleistungspools, die Haushaltsarbeiterinnen regulär anstellen und an Privathaushalte vermitteln, sind eine mögliche Lösung, die aber erstens an einen legalen Aufenthalt gekoppelt ist und die zweitens, wie erste Versuche in Deutschland gezeigt haben, (noch) gefördert werden muss, da der informelle Weg immer noch viel „günstiger“ ist (s. Claudia Weinkopf: „Es geht auch anders“ – Reguläre Beschäftigung durch Dienstleistungspools, S. 154ff.). Für die Immigrantinnen braucht es eine andere Immigrationspolitik, Anerkennung, Legalisierung, Green-Cards auch für sie.

Insgesamt zeigt dieser Sammelband eindrücklich auf, dass bezahlte Hausarbeit in ganz Westeuropa enorme Wachstumsraten aufweist. Polinnen putzen in deutschen Haushalten, Spanierinnen helfen, die Schweiz sauber zu halten, Ecuadorianerinnen pflegen in Italien ... Die Globalisierung und die mit ihr verbundene Restrukturierung von Arbeitsmärkten, aber auch demographische und sozio-kulturelle Entwicklungen sorgen dafür, dass sowohl Nachfrage als auch Angebot auf dem „Markt Hausarbeit“ steigen. Bis jetzt

gelingt es aber nicht einmal ansatzweise, dieser immer bedeutenderen Form von Arbeit einen institutionellen Rahmen zu geben, der umfassende Legalität, Versicherungsschutz und zumutbare Arbeitsverhältnisse garantiert.

Zu diesem aus Sicht der Arbeitnehmenden wenig optimistischen Schluss gelangt auch Pia Tschannen, Autorin des zweiten hier zu besprechenden Bandes. Die beiden folgenden Zitate aus dem Portrait einer in einem Reinigungsunternehmen in der Schweiz beschäftigten Frau belegen klar, dass illegale und ausbeuterische Arbeitsverhältnisse nicht nur in Privathaushalten, sondern – heute offenbar nicht selten – auch in privaten Betrieben vorkommen. „Bis letztes Jahr war eine Mutter angestellt zum Putzen. Und sie hat immer ihre Tochter mitgenommen, die war vielleicht 15-jährig. Und die Lohnabrechnung läuft über die Mutter, aber die Tochter arbeitet genau gleich viel wie sie.“ [...] „Ein Mann, der für mich auch Ablösungen gemacht hat, der ist als Flüchtling in der Schweiz, der arbeitet die ganze Nacht. Das heisst bis sechs Uhr morgens, dann geht er heim bis acht Uhr und dann kommt er noch zwei Stunden, nur um die Wasserbehälter zu putzen. Dann geht er noch zu einem anderen Objekt, kommt nachher vielleicht noch einmal für eine Stunde oder zwei. Und der Chef hat gesagt: ‘Du kannst diesen Job nur haben, wenn du mit fünf Stunden Schlaf auskommst.’“ (S. 22/23)

Die ausführlichen Portraits von Reinigerinnen – insgesamt vier – sind beeindruckend. Sie basieren auf zwei- bis dreistündigen Interviews und geben Einblick in den konkreten Alltag von Reinigerinnen in der Schweiz, zeigen auf, wie diese Frauen – alle Migrantinnen – ihre Arbeit beurteilen, aus welchen unterschiedlichen Gründen sie in der Schweiz leben und in der Reinigungs-

branche arbeiten und was prekäre, von Unsicherheit und Unberechenbarkeit gekennzeichnete Arbeits- und Lebensverhältnisse für sie bedeuten.

Ziel dieser als Band 1 der neuen Reihe *gender wissen* im eFeF-Verlag veröffentlichten Untersuchung – einer Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Bern – war, die Arbeits- und Lebenssituationen von Beschäftigten in der Reinigungsbranche im Zeitalter globalisierter, post-fordistischer Wirtschaftsstrukturen zu beschreiben. Als analytisches Konzept wurde der empirischen Untersuchung der in den 70er Jahren in Frankreich entstandene Regulationsansatz zugrundegelegt. Es gelingt Pia Tschannen, analytische Klarheit bei den bisher in der Literatur uneinheitlich und unscharf verwendeten begrifflichen Konzepten *Flexibilität*, *Informalität* und *Prekarität* herzustellen.

Das empirische Datenmaterial stammt aus ausführlichen, den Leitfaden gestützten Interviews mit 18 Reinigerinnen, wodurch 70 aktuelle und vergangene Arbeitsverhältnisse der Reinigungsbranche erfasst werden konnten. Die Wahl dieser qualitativen, auf der *grounded theory* von Glaser & Strauss basierenden Forschungsmetho-

de trägt der Tatsache Rechnung, dass der Analyse einer Branche, über die praktisch kein gesichertes Wissen vorhanden ist und die durch komplexe Prozesse der Flexibilisierung, Informalisierung und Prekarisierung gekennzeichnet ist, nur eine stark datenbasierte Erklärung gerecht werden kann. Ergänzt werden die Daten aus den Interviews durch eine Übersicht über die (völlig ungenügenden) statistischen Daten zur Reinigungsbranche und die arbeitsrechtlichen Grundlagen in dieser Branche der Schweiz.

Kernstück der empirischen Arbeit bildet – neben den bereits erwähnten Portraits von Reinigerinnen – die von Pia Tschannen entwickelte *Typologie von Arbeitsverhältnissen in der Reinigungsbranche*. Insgesamt liefert diese Analyse der Arbeitsverhältnisse innerhalb der drei Teilbranchen Reinigungsunternehmen, betriebsinterne Reinigungsdienste und private Haushalte ein detailliertes Bild über das Berufsfeld der Reinigung in der Schweiz. Es trägt damit zur Schliessung der einleitend erwähnten Forschungslücken bei.

Elisabeth Bühler /
Verena Meier Kruker

Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Chronos Verlag, Zürich 2003 (251 S., Fr. 38.–).

Eine blonde Frau, die bereits dreissig sein könnte und trotz grau-braunem, schlecht geschnittenem Rock sportlich aussieht, breitet die Arme aus und blickt froh entschlossen in die Höhe. Hinter ihr steigen über Fabriken und Panzer-

rohren Kampfflugzeuge in die Luft. „*WOMEN OF BRITAIN – COME INTO THE FACTORIES*“ steht auf dem Plakat. Es wurde im Zweiten Weltkrieg von der britischen Regierung produziert, die auch Frauen zum Dienst in der Landesverteidigung verpflichtet hatte. Sogar Frauen, die durch diese Verpflichtung zeitweise ihre Kinder nicht mehr selber betreuen konnten.

Weshalb in der Schweiz zur selben Zeit ein solches Plakat undenkbar ge-

wesen wäre, zeigt der von Christof Dejung und Regula Stämpfli herausgegebene Sammelband „Armee, Staat und Geschlecht“, der eine Tagung mit fast gleichnamigem Titel aus dem Jahre 2001 dokumentiert. Historische Arbeiten werden mit Gender-Ansätzen aus der Konflikt- und Militärforschung in Verbindung gebracht; daraus ergibt sich für die HerausgeberInnen in ihrer Einleitung eine anregende Auslegeordnung von Forschungsfragen.

Wie die HerausgeberInnen betonen, besteht ein Unterschied der Schweizer Erfahrung zu anderen europäischen Ländern darin, dass die Kriegspropaganda nicht durch eine selbst erlebte Kriegsrealität kompliziert worden ist. Joanna Burke geht in ihrer Studie auf Geschlechterverhältnisse in Grossbritannien ein und kommt in einem kurzen Vergleich zum Schluss, dass in der Schweiz keine Desillusionierung stattfinden musste, auch keine Trauer über Verluste und Verletzungen durch den Krieg. Damit lässt sich vielleicht auch die Hartnäckigkeit der Schweizer Vorstellungen von der Armee als Schule der Männernation erklären.

Mit der Gegenüberstellung von Kriegshelden der Propaganda und den Realitäten eines hochtechnisierten Krieges stellt sich aber noch eine andere Frage, die – explizit oder implizit – in den meisten Studien dieses Bandes aufscheint: Sind die offiziell verbreiteten Geschlechterideale als mehr oder weniger treffende Abbilder allgemein verbreiteter Vorstellungen und Realitäten zu lesen? Oder sind sie ein kompensatorischer Versuch, Realitäten diesen Idealen anzupassen? Elisabeth Joris beschreibt in ihrem Artikel, wie die Kriegspropaganda während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz aufgrund der offiziellen Neutralitätspolitik ohne Feind auskam: Die Emotionalisie-

rung der Aussagen wurde durch die Darstellung einer heilen inneren Ordnung erreicht, die einer diffusen Bedrohung ausgesetzt war. In dieser Ordnung waren die Geschlechterrollen zentral: Der einsame Grenzwächter hält vor eindrücklicher Alpenkulisse nach einem unsichtbaren Feind Ausschau, im Rücken eines bewaffneten Vaters sind Frau und Kinder geborgen. Die Geschlechtertrennung ist ein Kernstück der inneren Ordnung, zu deren Schutz die Geistige Landesverteidigung aufgebaut wurde.

Regine Wecker zeigt, dass diese Geschlechterordnung in der Realität der Aktivdienstzeit zwar brüchig war, dass die zeitgenössischen Darstellungen diese Brüche aber verdeckten. Sie konstatiert die Diskrepanz zwischen mündlichen Erzählungen, in denen Frauen von der Übernahme traditionell männlicher Aufgaben während der Kriegsjahre berichten, und den statistischen Daten, die einen deutlichen Rückgang der weiblichen Erwerbstätigkeit von 1930 bis 1941 dokumentieren. Es folgen anschauliche Beispiele, wie die tatsächliche Erwerbstätigkeit von Frauen formal so abgewickelt wurde, dass sie in den Statistiken nicht erschien. Zum Beispiel ersetzten die Basler Verkehrsbetriebe männliche Angestellte durch deren Ehefrauen und bezahlten den (verminderten) Lohn weiterhin an die Männer aus.

Eve Rosenhaft stösst in ihrer Arbeit über die Vernichtung von Sinti und Roma durch die NationalsozialistInnen auf (deutsche) Frauen, die mit eigenem Vertrag und unbefristet erwerbstätig waren. Die Beobachtung, dass die Registrierung der Sinti und Roma in den von Deutschland kontrollierten Gebieten, das heisst die administrative Vorbereitung der Deportationen, weitgehend von Frauen in Fürsorge- und Sozialdiensten vorgenommen wurde, bringt die Auto-

rin zu einem Vergleich mit der Rolle der Frauen im Kolonialismus. Sie sieht hier wie dort eine „weibliche Front“ im Innern der Gesellschaft. Diese „racial frontier, which was also a frontier of knowledge, was settled and tended by women.“ (S. 106)

Diese These wirft ein neues Licht auf jene Berufe, die sich Frauen im Zuge der ersten Frauenbewegung erkämpft hatten. Sozialarbeit, Pädagogik und Sozialpädagogik waren Bereiche, in denen Frauen eigene Dienstleistungs- und Ausbildungsinstitutionen aufgebaut, ein Berufsverständnis und einen Korpus an Wissen erarbeitet hatten und stolz darauf waren, wenn ihre Leistungen von den jeweiligen Staaten anerkannt und integriert wurden. Rosenhaft zieht keine Parallele zur Schweiz, aber Gedanken an das Programm der zwangsweisen Fremdplatzierung jenuischer Kinder, das ebenfalls unter Mitwirkung zahlreicher Frauen und unter dem Banner der Fürsorglichkeit durchgeführt wurde, drängen sich auf. Es wird klar, dass ein Blick auf die Geschlechterverhältnisse während der Kriegszeit einerseits dem Verständnis der „allgemeinen“ Geschichte neue Dimensionen erschliesst und dass andererseits die Frauengeschichte an beunruhigender Komplexität gewinnt.

Zur „Männlichkeit“ in der Schweizer Armee schreiben Rudolf Jaun, Ronny Kaufmann, Christof Dejung und Urs Germann. In ihren Beiträgen, besonders im Artikel von Ronny Kaufmann zum Vergleich von Geschlechterbildern in den beiden Militärzeitschriften ASMZ und SMOW*, wird gezeigt, wie sich unterschiedliche militär-politische Ausrichtungen in unterschiedlichen Männerbildern und Ausbildungspraktiken manifestierten. Vertreter der „neuen Richtung“ in der Tradition General Willes sahen die Armee als Schule, in

der „der Mann zum Manne“ wird und damit als erzieherisches Korrektiv zur angeblich verweichelichten, bürgerlichen Gesellschaft. Die „Männlichkeit“, zu der die Männer erzogen werden müssen, nimmt mit aufsteigendem Dienstgrad zu und wandelt sich von einer des absoluten Gehorsams in eine Männlichkeit, die immer mehr Raum zur Eigeninitiative beansprucht und schliesslich im Genie des Generals gipfelt, der in seiner Schöpfungskraft einem Künstler gleichgestellt wird. Ein solcher General darf nicht politischer Kontrolle unterstellt werden, demokratische Entscheidungsgremien werden in dieser Logik als weibische „Kaffeekränzchen“ entwertet.

Dagegen steht die „nationale Richtung“, die patriotischen Enthusiasmus zur Grundlage ihrer Erfolgskonzepte macht und im Soldaten von Anfang an den „Bürger in Uniform“ sieht, der nicht erzogen, sondern ausgebildet werden muss. Diese Richtung setzt auf einen „republikanisch-staatsbürgerlichen Disziplinierungs- und Führungsstil“. Auch diese zweite Richtung, die laut Kaufmann im Zuge der Geistigen Landesverteidigung zur dominanten militärischen Ausbildung geworden ist, verfestigt die Idee des Staates als Gemeinschaft uniformierter Männer.

Wie sich im Alltag unterschiedliche Männer- und Frauenbilder überlagerten, zeigen Beispiele aus dem Beitrag von May B. Broda über Liebesbeziehungen zwischen polnischen Internierten und Schweizer Frauen von 1939 bis 1945. Broda postuliert, dass das amtliche Verbot solcher Beziehungen eine Reaktion auf die anfänglich äusserst positive Aufnahme der Polen in der Bevölkerung war. Die Bewunderung für die Soldaten, die aus dem Krieg kamen, habe die „Männlichkeit“ der Schweizer Soldaten verunsichert. Wurde den Frau-

en, die trotz Verbot Beziehungen mit Internierten eingingen, ein Verstoss gegen die „patriotische Weiblichkeit“ vorgeworfen, so deuten diese in ihren eigenen Aussagen ihr Verhalten anders: Nicht nur küssten die Polen sonntags die Hand und putzten ihre Schuhe selber, sie hatten auch aktiv gegen die Faschisten gekämpft und waren deshalb Helden für eine von Deutschland bedrohte Schweiz jedenfalls für einzelne Schweizerinnen.

Das Spiel mit den Deutungen und Umdeutungen patriotischer Weiblichkeit und Männlichkeit hörte allerdings abrupt auf, wenn Schweizerinnen ihre ausländischen Liebhaber heirateten und damit das Bürgerrecht verloren. Ka Schupisser zeichnet anhand der Geschichte von Charlotte Bernet nach, was es in der Zeit des Weltkriegs und der Judenverfolgung hiess, Bürgerin auf Widerruf zu sein. (Es wurde Schweizerinnen erst 1953 möglich, trotz Heirat mit einem Ausländer das Bürgerrecht zu behalten.) Charlotte Bernet – ehemalige Schweizerin – war seit Mitte 1943 im von der Gestapo geführten Transitlager Drancy bei Paris interniert. „Sie besass zwar eine Einreisebewilligung in die Schweiz, hatte aber keine Identitätspapiere, um das Lager zu verlassen und in die Schweiz einzureisen. Bernet war nicht nur schriftenlos, sondern auch staatenlos, da ihr als Jüdin die französische Nationalität aberkannt worden war, welche sie seit dem Eheschluss mit ihrem ebenfalls internierten Ehemann besessen hatte.“ (S. 120)

Nachdem Bernets Mann an den Kopfverletzungen gestorben war, die ihm bei der Verhaftung zugefügt worden waren, stellte ihr Bruder in der Schweiz ein Wiedereinbürgerungsgesuch; es blieb aber von der Polizeibehörde des EJPD unbeachtet und hätte auch keine grossen Chancen auf Genehmigung gehabt,

war doch Bedingung für eine Wiedereinbürgerung, dass eine geschiedene oder verwitwete Frau ihren Wohnsitz in der Schweiz haben musste; dafür hätte sie aber vorher einreisen müssen, was sie nicht konnte. Nach neun Monaten reagierten die Behörden endlich auf die mehrmaligen Vorstösse von Bernets Bruder und intervenierten in Drancy, Charlotte Bernet wurde zusammen mit anderen inhaftierten SchweizerInnen in die Schweiz geholt. Ihr Wiedereinbürgerungsgesuch wurde allerdings 1944 abgelehnt mit der Begründung, ihre zwei Kinder hätten zu sehr „la mentalité française“ und es sei „wie fast immer bei Israeliten“ schwer zu beurteilen, wie weit ihre Verbundenheit mit der Schweiz trotz langem Wohnsitz im Ausland angehalten habe (S. 126).

In der vorliegenden Auslegeordnung von Forschungsansätzen geht die Ergänzung fast unter, die Regula Stämpfli an der Beurteilung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg vornimmt. Sie schliesst an die von Susanna Burghartz in der Zeitschrift *traverse* lancierte Reduit-Debatte an, auf die auch Rudolf Jaun kurz eingeht. Es wird deutlich, zu welchen Fragen die systematische Berücksichtigung einer Gender-Perspektive führen könnte. Das Beharren auf der inneren (Geschlechter-)Ordnung war laut Stämpfli wichtiger als die Verstärkung des Abwehrpotentials durch die aktive Mobilisierung von Frauen in der Gesamtverteidigung und Kriegswirtschaft; diese Mobilisierung fand aber auch im Dienste der Ankurbelung der Exportwirtschaft nicht statt. „So ergibt sich beim Einbezug von Geschlecht als relationaler Kategorie im Wesentlichen kein anderes ‘Mischungsverhältnis’, keine Neuurteilung der Haltung der Schweiz zwischen Anpassung und Abwehr, vielmehr wird sichtbar, wie stark beides auf die Erhaltung der traditionel-

len gesellschaftlichen Ordnung ausgerichtet war und welche bestimmende Rolle die Geschlechterordnung dabei einnahm.“ (S. 42)

Annette Hug

Christine Eifler/Ruth Seifert (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Forum Frauenforschung, Westfälisches Dampfboot, Münster, 1999 (281 S., Fr. 37.–)

Karen Hagemann / Ralf Prüve (Hrsg.): Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel. Campus Verlag Frankfurt/M. 1998 (368 S., Fr. 69.–)

Frauen kämpften an vorderster Front, rund 15 Prozent der US-Soldaten im Irak-Krieg waren weiblich. Die Feminisierung der Streitkräfte in den USA nimmt zu, über 200'000 Soldatinnen dienen heute in der US-Armee. Ein ziviler Beratungsausschuss für Frauen in der Armee (Dacowits) fordert den uneingeschränkten Zugang für Frauen zu allen militärischen Kampfeinheiten (vgl. NZZ v. 25.4. 2003).

* ASMZ, Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft; SMOW, Organ für Kriegswissenschaft und Wehrwirtschaft.

Vor diesem Hintergrund ist auf die beiden hier angezeigten Sammelbände kurz aufmerksam zu machen. Die Beiträge erhellen den Zusammenhang von Militär, Patriarchat, Nationalstaat und männlicher Gewalt. Karen Hagemann räumt in ihren Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg auf mit der Legende vom „weiblichen Pazifismus“ der bürgerlichen Frauenbewegung. Das Militär ist weit mehr als eine „Männlichkeitsmaschine“ (Ruth Seifert), wenn es offensichtlich gelingt, auch immer mehr Frauen zum patriotischen Kadavergehorsam zu erziehen und zu hochspezialisierten Killerbestien umzufunktionieren. Die Bände informieren über die internationale Debatte und geben Einblicke in den derzeitigen Forschungsstand in Deutschland und in der Schweiz.

Nachdiplomkurse:

- **Interkulturelle Mediation**
- **Projektmanagement in interkult. Feldern**

20 Kurstage zu 8 Lektionen. Kursort: Luzern

elearning-Kurse:

- **Konflikt- und Krisenintervention in interkulturellen Feldern**
- **Forschung und Beratung in interkult. Feldern**

Institut für Kommunikationsforschung, Bahnhofstr. 8,
6045 Meggen, Tel. 041 377 39 91, Fax 041 377 59 91,
eMail ikfj@centralnet.ch Web-Seite www.ikf.ch .

Lisa Schmuckli: Hautnah: Körperbilder-Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 2001 (279 S., Fr. 42.–)

„Mit dem Körper denken, berühren, sehen, träumen, gehen, spielen oder arbeiten wir. Wir empfinden Lust und Schmerzen, Grenzen und Verbindungen, fühlen uns in ihm geborgen oder verloren, gefangen oder heimisch (S. 9).“ Mit diesen stimmigen Sätzen beginnt die Philosophin und Psychoanalytikerin Lisa Schmuckli ihre hautnahen, philosophischen und feministischen Betrachtungen zu historischen, aktuellen und künftigen Körperbildern und Körpergeschichten. Dass der menschliche Körper in männlicher Sicht vorwiegend Beschränkungen aufweist, sehen wir jeden Tag. Denn wie sonst sind all die Bemühungen, die rein biologische Evidenz des Menschen ständig zu verbessern, aufrechtzuerhalten, ja sogar zu manipulieren, anders zu interpretieren? Dass der Körper aber viel mehr ist: nämlich Freiheit und Enge, Leben, Fühlen, Denken, Präsenz und Unsichtbarkeit und vieles andere mehr, zeigt uns Schmuckli in ihren lesenswerten Studien zu Körperbildern und Körperbetrachtungen.

Schmucklis Buch fokussiert für einmal auf den weiblichen Körper und sagt dabei enorm viel über beide Geschlechter aus. Sie schreibt einfach, klar und verständlich und regt zum Nachdenken an. Mit der „Frau im Auge“ (S. 20) lernen wir die andere und manchmal auch gleiche Seite der weiblichen Körpermedaille kennen und versetzen uns in die „verortete Frau“, in die „entstellte Frau“ und – wenn es uns ganz gut geht – in die „beschwingte“ Frau (Kapitelüberschriften). Dass der Körper viel mehr symbolisiert als die zufällig oder

genetisch bestimmte Zusammensetzung millionenfacher Zellen war zwar schon länger bekannt. Doch trotz postmodernen Entkörperungsversuchen, ist es immer noch nicht gelungen, vor allem den Frauenkörper in seiner politischen, emotionalen, psychischen, wirtschaftlichen und sinnlichen Inkarnation und Repräsentation zu erfassen. Schmuckli gelingt dies brillant. Schnell, präzise und erschütternd analytisch erzählt sie die Entwicklung, die Zuschreibungen und die Metamorphosen des Körpers, um in einem zweiten Blick uns einen Geschmack darauf zu geben, welche Möglichkeiten die „offenen Leerstellen“ bieten könnten, den weiblichen Körper endlich einmal als solchen wahrzunehmen.

Das Nachdenken über das Verschwinden der Frau lohnt sich. Schmuckli beschreibt diesen Prozess eindrücklich: Die Frau bleibt oft nur als Bild „echt“: „Im Spiel ‚Hinschauen/Wegschauen‘ ist das Gegenüber oder der Gegenstand da, solange man hinschaut, und eben fort, sobald man die Augen senkt. Wenn kleine Kinder ihre Augen schliessen, verbannen sie die Aussenwelt: sie fällt weg/fort, existiert nicht mehr. (...) Das Fort-Da-Spiel verweist auf eine Bild-Sprache: Unbewusstes drängt sich mittels psychischer Bildarbeit zur Visualisierung und drückt sich in dieser Darstellung aus; es zeigt sich.“ (S. 205-211). Die Autorin zieht daraus die Erkenntnis, dass „das Berührungsverbot und die Dominanz des körperlosen Auges“ die „Schwierigkeiten verdeutlichen, als Frauen sich selber zu repräsentieren.“ (S. 216) Schmuckli lässt in ihrem Buch mitdenken, sie gibt Anregungen, Beispiele, Antworten und stellt neue, wichtige Fragen. „Wie ist es erklärbar, dass die Selbstachtung der Frauen in einer Zeit schwindet, in der ihnen ein stärkeres Selbstbild zugestanden und zugeschrieben wird? (S. 216)

Offenbar genügt das angebotene Selbstbild nicht, sondern ist eine Konstruktion, ein Aufklotzen von Darstellungen, die einmal mehr weniger mit der Frau als mit dem Mann zu tun haben. Inhalt und Form decken sich nicht.

Das „Hautnah“ eröffnet lesend neue Blick-Winkel zum Körper, zur sozialkulturellen Kodierung des Körpers. Wie attraktiv dies ist, macht Schmuckli mit jeder Zeile klar. Psychoanalytische und philosophische Verknüpfungen entschlüsseln die postmodernen Ungleichzeitigkeiten wohl am präzisesten. Schmucklis Studie führt uns von den Bildstürmerinnen zur Haut über den Körper von Sinnen und zu den diversen Metamorphosen des Körpers. Mit dem „Körper als Schnittstelle zwischen Berührung und Blick“ folgt der zweite Blick, der „Die Kunst, wahrzunehmen – oder: Von offenen Leerstellen“ meisterlich vorexerziert.

Wer schon immer etwas über störende Blicke, über unbewusstes Körperbild, über die Schnittstellen zwischen Philosophie und Psychoanalyse als Symptom, über die gesellschaftlichen Repräsentationen der Körper und über deren Hierarchie wissen wollte, ist mit Schmucklis Buch am richtigen Ort. „Hautnah“ ist ein schönes, wichtiges Buch, eignet sich zum Schmökern und Nachdenken. Wenn es ein Desiderat gibt, dann folgendes: Wir wollen noch mehr davon. Die Assoziationen, das Nachdenken, das Spiel, die Frustration und die Träumerei zum Körper in der Philosophie sind noch lange nicht beendet. Einige Dimensionen fordern weitere Ausführungen, fordern ein Weiter-schreiben. Wir freuen uns schon auf einen Folgeband, der auf die Demokratisierung des Körpers als politischen Körper (S. 174-179) fokussiert: Der Körper als *corpus politici*.

Regula Stämpfli

Nicole Ruchti-Allemann

Sich wehren oder untergehen

Tag für Tag mit der Behinderung leben

Eines Tages gerät die Welt von Nicole Ruchti-Allemann durch eine grausame Krankheit schlagartig aus den Fugen. Innerhalb kürzester Zeit ist sie gelähmt. Die Rehabilitation wird zur ersten unverzichtbaren Etappe auf dem Weg zur Wiedererlangung einer gewissen Selbstständigkeit. Für immer an den Rollstuhl gefesselt, wird ihr Alltag zum zähen Kampf mit tausendfachen Hindernissen und die Invalidenversicherung zum problematischen und unumgänglichen Partner.

Nicole Ruchti-Allemann wurde 1946 in Moutier geboren. In diesem Städtchen hat sie sich während mehrerer Jahren in soziokulturellen Initiativen engagiert. Anschließend arbeitete sie als Rundfunkkorrespondentin und Journalistin für verschiedene Zeitungen. Aufgrund ihrer Tetraplegie kann sie ihre Berufstätigkeit heute nicht mehr ausüben.



ISBN 3-908239-99-0
2003, 180 Seiten, SFr. 28.—

Seismo
Verlag

Seismo Verlag, Postfach 303, 8025 Zürich seismo@gmx.ch www.seismoverlag.ch

Weitere Literaturhinweise

- Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli, 2000: *Feministische Theorien. Zur Einführung*. Junius Verlag, Hamburg
- Brander, Stefanie et al. (Hrsg.), 2001: *Geschlechterdifferenz und Macht*. Universitätsverlag Freiburg, Schweiz
- Breitenbach, Eva et al. (Hrsg.), 2002: *Geschlechterforschung als Kritik*. Kleine Verlag, Bielefeld
- Bothfeld, Silke et al. (Hrsg.), 2002: *Gender Mainstreaming - eine Innovation in der Gleichstellungspolitik*. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York
- Bublitz, Hannelore, 2002: *Judith Butler. Eine Einführung*. Junius Verlag, Hamburg
- Christensen, Birgit et al. (Hrsg.), 2002: *Wissen Macht Geschlecht. Knowledge Power Gender. Philosophie und die Zukunft der „condition féminine“*. Chronos Verlag, Zürich
- Dackweiler, Regina-Maria / Schäfer, Reinhild (Hg.), 2002: *Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*. Campus Verlag Frankfurt/M.
- Deutscher Frauenrat et al., 2002: *Das Hartz-Konzept und die großen Verliererinnen. Ein Appell mehrerer Frauenorganisationen*. Frankfurter Rundschau, 22. Nov.
- Domentat, Tamara, 2003: *„Lass dich verwöhnen.“ Prostitution in Deutschland*. Aufbau.-Verlag, Berlin
- Gottschall, Karin et al. (Hg.), 2002: *Zukunft der Arbeit und Geschlecht*. Leske + Budrich, Opladen
- Hass, Amira, 2003: *Tage und Nächte in einem besetzten Land*. Verlag C.H. Beck, München
- Haug, Frigga, 2001: *Geschlechterverhältnisse*. In: *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*. Argument Verlag, Hamburg
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), 2003: *Geschlechterdemokratie wagen*. Ulrike Helmer Verlag, Königstein /TS.
- Heintz, Bettina (Hrsg.), 2001: *Geschlechtersoziologie*. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden
- Holland-Cunz, Barbara, 2003: *Die alte neue Frauenfrage*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Honegger, Claudia / Arni, Caroline / Scott, Joan W. (Hg.), 2001: *Gender. Die Tücken einer Kategorie*. Chronos Verlag, Zürich
- Huber, Judith, 2003: *Risse im Patriarchat. Frauen in Afghanistan*. Rotpunkt-Verlag, Zürich (i.E.)
- Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer, Angelika (Hrsg.), 2003: *Achsen der Differenz. Gesellschaftskrise und feministische Kritik*. Westphäl. Dampfboot, Münster
- Krondorfer, Birge / Möstbock, Carina (Hg.), 2000: *Frauen und Ökonomie. Oder: Geld essen Kritik auf*. Promedia, Wien
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2002: *Geschlechterdemokratie und Feminismus. Zur Notwendigkeit einer gesellschaftskritischen Reformulierung eines Leitbegriffes*. In: *femina politica*, Heft 2, Berlin
- Nohr, Barbara / Veth, Silke (Hrsg.), 2002: *Gender Mainstreaming. Kritische Reflexionen einer neuen Strategie*. Rosa Luxemburg Stiftung/Karl Dietz Verlag, Berlin
- Scholz, Roswitha, 2000: *Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats*. Horlemann Verlag, Bad Honnef
- Schulz, Kristina, 2003: *Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und Frankreich 1968-1976*. Campus Verlag, Frankfurt/M.
- Schulz, Marion (Hrsg.), 1997: *Fremde Frauen. Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin*. 3. Aufl. Verlag Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt/M.
- Stötzer, Bettina, 2003: *Differenz als Herausforderung. Feministische Theorie in der antirassistischen Kritik*. Argument Verlag, Hamburg
- Wendel, Saskia, 2003: *Feministische Ethik. Zur Einführung*. Junius Verlag, Hamburg
- Wichterich, Christa, 1998: *Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit*. Rohwolt Verlag, Reinbek